

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Band: 69 (1965)
Heft: 4

Artikel: Erlebnisse mit ausländischen Mädchen und Buben
Autor: Kleiner, L. / Wolff, Agnes / Hänggi, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-317277>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erlebnisse mit ausländischen Mädchen und Buben

Wir freuen uns, daß auf die Beiträge «*Es geht uns alle an!*» und «*Was soll mit den italienischen Kindern geschehen?*» einige Zuschriften eingegangen sind. Aus denselben geht hervor, daß Kinder aus dem Ausland in der Schule und im Hort oft Schwierigkeiten bereiten. In einzelnen Fällen kann aber ihr «Anderssein» auch eine Bereicherung bedeuten.

Die Initiative liegt bei uns

Ich habe zwei Italienerbuben und ein Ungarkind in meiner 42köpfigen Klasse. Während zwei dieser Kinder die Sprache ordentlich beherrschen, hat ein Italienerbub, der vor etwa zwei Jahren zu seinen Eltern in die Schweiz einreisen konnte, große Schwierigkeiten, sowohl mit der Sprache als auch mit der Schulordnung. Er wurde anderthalb Schuljahre zurückversetzt, damit er leichter nachkomme. Das erweist sich aber heute als ein großer Fehler. Denn nur zu bald begann er, weil er nicht viel verstand, zu spielen, zu raufen, Faxen zu machen und störte den Unterricht. Er wurde auch sehr grob zu seinen ihm körperlich unterlegenen Klassenkameraden. Im Rechnen, wo der Bub gute Fähigkeiten hat, wurde er natürlich unterfordert. Obwohl er wöchentlich zwei Deutschstunden erhielt und ich monatelang täglich mit Bilderduden und Wörterbuch arbeitete, ist er heute für meine große Klasse untragbar geworden. Schließlich habe ich den Schulrat von der unerfreulichen Situation in Kenntnis gesetzt und ihn gebeten, vermehrte Möglichkeiten für Sprachunterricht zur Eingliederung zu schaffen. An der passiven Haltung der Behörde zeigt sich der Unwille, dieses Problem «auch noch» anpacken zu müssen.

Dieser Bub hätte niemals solche Schwierigkeiten haben und machen müssen, wenn er:

1. früher hätte in die Schweiz einreisen können,
2. keine stufenmäßige Rückversetzung gehabt hätte,
3. in eine Übergangsklasse hätte gehen können, die ihn systematisch, ohne Über- und Unterforderung in Sprache und Unterrichtsstoff entwickelt hätte.

Es scheint an der Zeit zu sein, daß wir Lehrer eine viel klarere Sprache reden über den Ursprung geistiger und charakterlicher Schäden. Die Wirtschaft kann nicht nur einseitig die Interessen der Rentabilität verfolgen, und die Regierung sollte keine Abkommen mit Nachbarländern mehr treffen, deren Versprechen sie doch nicht einhalten kann, das ist unsere Forderung im Interesse der gesunden Entwicklung. Viele Ausländerkinder, deren Väter und Mütter unsere Wirtschaft zu ihrer Weiterentwicklung bedarf, werden in unsern Schulen gewiß die ihnen zukommende Erziehung bekommen und unser Zusammenleben bereichern; die Tausenden aber, die nur noch unserer Profitsucht zu dienen haben, für die wir überhaupt nicht mehr richtig sorgen können, bringen sowohl dem schweizerischen wie dem italienischen Volk und seinem Charakter einen unheilvollen Schaden.

Die wirtschaftliche Expansion muß heute von einer Expansion von Vernunft, Herz und Geist eingeholt werden. Und die Initiative dazu... liegt an uns!

L. Kleiner

Almut

Almut, eine kleine Norddeutsche, ist in die erste Klasse meiner ländlichen Dreiklassenschule eingezogen und fühlt sich bald heimisch. Sie spricht ein sehr gepflegtes Deutsch.

In einer mühsamen Nachmittagsstunde will nichts gelingen. Die neue Erstkläblerin hebt die Hand und sagt altklug: «*Schaggi hat falsch gedacht, er hat nicht nachgedacht.*» — Ich hole zum zweitenmal das gleiche Schulwandbild, und wir üben uns in hochdeutschen Sätzen. Da zupft mich Almut am Ärmel und sagt leise: «*Aber Fräulein, das Thema ist nun wirklich erschöpft!*» Es regnet, wir können nicht turnen, und zur Freude der Kinder verteile ich Zeichenblätter. Almut sagt trotzig: «*Wenn hier weiter nichts los ist wie zeichnen, kann ich ebenso gut zu Hause sitzen!*»

Sie hat einen Fensterplatz und sieht die Kühe weiden. Interessiert bemerkt sie: «*Wenn so ne Kuh auf den Topf muß . . .*» — Auf ihrem Schulweg sieht sie die Notschlachtung einer Kuh. Bedrückt und mit ganz zusammengezogenem Gesichtchen wünscht sie mir guten Morgen. Auf meinen fragenden Blick sagt sie traurig: «*Tote Kühe mag ich nicht . . .!*» Wir sind im Sommerwald. Ein paar Buben hängen sich an schwache Bäumchen. Almut bemerkt die gebeugten Stämmchen und ruft: «*Ach, ich kann's nicht sehen, so ein Bäumchen lebt doch auch!*» Und dann, mit emporgewandtem Gesichtchen: «*Alles lebt, nicht?*» —

Nun ist sie größer und scheuer geworden und meiner Fürsorge leider entwachsen. Gelegentlich treffen wir uns auf der Dorfstraße und tauschen ein paar «Lebensweisheiten» aus. Agnes Wolff

Kindertragödie

So oft können wir von fröhlichen, unbeschwerten Kindern aus dem Süden berichten — lassen Sie mich eine kleine Kindertragödie schildern, wie sie mir einmal in ganzer Schwere begegnete in unserem Tageshort.

Der kleine schwarzäugige, aufgeweckte Knabe Aurelio kommt um zehn Uhr aus der Schule. Er hilft mir in der Küche beim Mittagessen vorbereiten. Ein abgrundtiefer Seufzer — und dann kommt sein Kauderwelsch: «Du, Frölein, warum i nöt chan hei zum Mami wänni Schuel us ha?» Ich: «Ja das isch so, will sMami mueß go schaffe, drumm bisch du jetz da bi eus diheim bis Zabig.» Er: «Ja, weiß i scho, aber warum zItalie alli Mami blibed bi de gline Chinde, immer, göhnd nie furt — susch glini Ginde alli stärbed.» Ich erkläre ihm, daß eben das Mami arbeiten müsse, um dem Vater zu helfen, damit es auch für ihn, den Knaben reiche, Kleider, Essen usw. Er: «Ich wotti gar nüd so schöni Gleider und vill Aesse, vill lieber Mami diheime.» Ich suche von meinem Erwachsenenstandpunkt dem Knaben klar zu machen, daß das Mami wahrscheinlich sparen helfe, um damit später etwas Schönes zu kaufen, vielleicht ein Häuslein in Italien. Er: «Chasch danke — i weiß i scho was mache de Mami mit dem ville Gäld — in Gino und für de blöde Autofahre, das isch nöt schön.» Ich spreche ihm zu und suche ihm das Ganze irgendwie verständlich zu machen. Ganz nah kommt er zu mir und sagt: «Ja, ja, isch scho rächt, und weisch Frölein ich han di gern, aber i wotti halt doch bim Mami si, immer.»

Oh, wie billig scheinen mir unsere Erwachsenentröstlein gegenüber diesem Urschmerz des Kindes, das verständnislos und traurig der Tatsache gegenüber steht, daß die Mutter arbeiten muß, arbeiten will. Dieser Knabe hat in den darauffolgenden Tagen eine so schwere Krise durchgemacht, daß wir ihn dem Schularzt melden mußten. Er aß nicht mehr, magerte ab und weinte beinahe ununterbrochen leise vor sich hin. Er erklärte, daß er sich von einem Auto überfahren lassen wolle, damit die Mutter zu Hause bleibe, wenn sie ihn dann pflegen müsse. Mit Mühe brachten wir die noch sehr junge Mutter dazu, daß sie mindestens Verständnis zeigte für den Schmerz ihres Knaben und ihm möglichst viel Liebe und Güte zuwandte in dieser Zeit, die sich nachher wieder erhellte, auch für unsern kleinen Italiener, dem so viele «Warum» aufstiegen aus unserer vielfach so verkehrten Welt. M. Hänggi

Pedro, der kleine Spanier

In den letzten Jahren ist die Zahl der ausländischen Kinder als Folge des Zustromes, vor allem italienischer und spanischer Arbeiter, auch in den Horten stark gestiegen. — In Zürich (unsere Erfahrungen beziehen sich nur auf das Stadtgebiet) entrichten die Eltern Beiträge, die je nach Einkommen und Größe der Familie abgestuft sind. Diese Beiträge erreichen bei den Fremdarbeitern oft eine beträchtliche Höhe, da es sich in den meisten Fällen um Doppelseinkommen handelt. Die Frauen müssen, um einreisen zu dürfen, eine Arbeitsbewilligung vorweisen können und sind so zur außerhäuslichen Arbeit gezwungen. Sie schätzen es sehr, ihre Kinder gut aufgehoben zu wissen, und kommen ihren finanziellen Verpflichtungen mit vorbildlicher Pünktlichkeit nach.

Wie fügt sich nun das fremdsprachige Kind in die Hortgemeinschaft ein? Wenn ich von einem einzigen dieser verpflanzten Menschlein, unserm jetzt siebenjährigen Spanier erzähle, geschieht es, weil mir im Augenblick die Situation seiner Familie besonders zu schaffen macht.

Vor einem Jahr trat Pedro in unsern Hort ein. Ein dunkler Krauskopf, feingliedrig, behend wie ein Kätzchen — als Ausdrucksmöglichkeiten aber standen ihm vorerst nur Gesten und Mimik zur Verfügung! Er verstand kein Wort Deutsch — und niemand von uns Spanisch! Ich behalf mich mit Italienisch. Bald rief bei uns, von der Leiterin bis zum Kindergartenkind, jeden Tag ungezählte Male eines oder das andere: «Vieni, Pedro!», denn stets war er unterwegs! Er besuchte mit fünf andern unserer Buben den nahegelegenen Kindergarten. Wie ein kleiner Kobold verstand er, den Kameraden davonzurennen, sich irgendwo zu verstecken und dann triumphierend wieder aufzutauchen. Wurde er bei den wilden Jagden einmal eingefangen, so wußte er sich mit Beißen und Kratzen zu wehren. Ich erklärte den Kindern, daß Pedro sich erst an all das Neue gewöhnen müsse und wir ihm dazu Zeit lassen müssen. Mein Zureden, den Schulweg ordentlich mit den Kameraden zu machen, beantwortete Pedro mit bösem Augenrollen und heftigen Anklagereden, die wir nicht verstanden. Im Handumdrehen aber war wieder die schönste Spielgemeinschaft hergestellt, wenn es galt, eine neue Bahnanlage oder einen Bau mit den Klötzen zu errichten. Auch unsern Teddybären liebte er heiß, baute für ihn ganze Gerüste und ließ ihn Künste aufführen. Es ging nicht lange, bis der kleine Fremdling alle Herzen gewonnen hatte. Erschien er einmal nicht zur gewohnten Zeit, so fragte groß und klein besorgt nach ihm. Ich hatte die

liebe Not, den Kindern beizubringen, daß sie mir helfen müßten, Pedro an unsere Ordnung zu gewöhnen, nicht zu lachen, wenn er den Teller mit ihm unbekanntem Gerichten von sich weg schob und dazu fürchterliche Grimassen schnitt! Nur wenn es Teigwaren gab, bedeutete er erst mit Gesten, heute aber mit Worten: «Vill, vill!» Seine Einordnung machte gute Fortschritte, er überraschte uns durch Sorgfalt und Genauigkeit bei der Ausführung kleiner ihm übertragener Dienste. Nur mit der Sprache wollte es nicht vorwärts gehen. Der Vater, als Chauffeur in einer Firma tätig, besucht seit kurzem an der Gewerbeschule Deutschkurse und hat nun begonnen, seine Kenntnisse dem Sohn weiter zu vermitteln. Seit einigen Wochen stellen wir erfreut fest, wie Pedro sich zu sprechen getraut. Aber — und das ist unsere große Sorge — in einigen Tagen muß Pedro mit seiner Mutter und dem kleinen, im vergangenen Dezember zur Welt gekommenen Brüderchen die über zweitausend Kilometer lange Reise in die spanische Heimat machen. Die Mutter hat den drei- oder viermonatigen Aufenthaltsunterbruch in der Schweiz auf sich zu nehmen, damit sie nachher wieder hier arbeiten darf. Der Vater bleibt in Zürich und hofft, im Herbst seine ganze Familie mitsamt dem sechsjährigen Töchterchen, das bisher getrennt von den Eltern in Spanien lebte, wieder bei sich haben zu können.

Die Fremdarbeiterfrage ist bestimmt ein wichtiges volkswirtschaftliches Problem. Wir haben es mit seiner menschlichen Seite zu tun und hoffen im Hinblick auf unsere Schützlinge, es möge zu guten Lösungen kommen!

M. Boßhard

Deutsche Sprach — swere Sprak

Andreas, der Ungarknabe, stochert unlustig in seinem Tomatensalat herum und fragt seinen Kameraden: «Du Tomi, gernst du die Tomaten?» — Verständnislos schauen ihn Tomis Augen an. «Ja du, ich frage, ob du die Tomaten gernst?» Hilfesuchend schauen mich nun die Kinderaugen an. Ich erkläre Andreas, wie es heißt und daß es kein Verb «gern» gibt. Darauf er, ganz empört: «Warum nicht? Oh wie schwer ist diese Sprache. Warum kann man nicht gern sagen?» Ich bleibe stumm, ja, guter Andreas — die deutsche Sprache ist eine schwere Sprache.

Am gleichen Tage steht der Knabe dabei, als ich einem Mädchen eine Wunde desinfiziere. Interessiert schaut er zu und dem Mädchen, das sich tapfer hält, ins Gesicht. «He du Susann, weht es dir am Finger?» Auch ich schaue nun zuerst etwas verständnislos in seine blauen Augen, bis es mir dämmert. Ja, da ist wiederum so ein verflixtes Verb, das es nicht gibt. «Siehst du Andreas, es heißt halt nicht es weht, sondern tut es weh, wehtun.» Oh, diese schwere Sprache, «verrückte Sprache», sagt unser Andreas.

Ein aufgeweckter Spanierbub bemüht sich um die deutsche Sprache. Beim Mittagessen kommt von ihm die Frage: «Wie muß ich sagen, wenn ich noch Kartoffeln will?» Ich forme einen gut deutschen Satz: «Bitte Fräulein, darf ich noch Kartoffeln haben.» Hei, da lacht das ganze schwarzäugige Bürschlein: «Ha, ha, ha — so eine lange Straße für so eine kleine Sache.» Ja, ja deutsche Sprache, schwere Sprache.

M. H.